Die Neue Welt

Nr. 32 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann.

(Fortsetzung.)

Als es herbstete und sie sich am hellen Tage zurückzog, um nur in den Stunden der Morgenfrühe, wenn noch alles schlief, im Garten zu wandeln und im Hause zu ordnen und zu weisen, da geschah es eines Morgens, daß Niklas sie hart anließ.

Es war das erste Mal.

Sie hatte den Zweitkoch aus einer Mansarde schleichen sehen, in der eines der Zimmermädchen schlief. Im ersten Morgenschein war er verstört die Stiege hinuntergefahren, vorbei an der regungslos stehenden schweren Gestalt der Frau, die ihn mit den großen, dunkel umschatteten Augen unverwandt anblickte und ihm nachsah, daß ihn ihr Blick noch traf, als er unten an der Treppe noch einmal mit einem verlegenen Grinsen den Kopf wendete.

„Er geht mir aus dem Haus," hatte sie zu ihrem Manne gesagt.

Der hatte gelacht und war darüber weggegangen.

Aber sie kam ihm am Nachmittag, als er zu ihr ins Bureau trat, wo sie sorgend die Rechnungsbücher der Lieferanten addierte, noch einmal mit demselben Wort. Nur leitete sie es diesmal besonnener und klüger ein und forderte dabei seine Meinung.

„Nicht wahr, Niklas, er kommt uns aus dem Haus!"

„Freilich, in zwei Monaten, wenn wir den Betrieb auf die Kochfrau einstellen," antwortete er leichthin.

Sie fühlte einen heftigen Zorn in sich, aber sie bezwang sich.

„Nein, Niklas, bedenk, daß ich ihn hab' die Tür auf- und zumachen sehen und herausschleichen. Er ist an mir vorbei."

„Dann schick das Mädchen, so ist uns allen geholfen," entgegnete er und warf gereizt beiseite, was ihm auf der Tischplatte im Wege lag.

Marie Therese fuhr in die Höhe. Schwerfällig, aber ohne Zögern.

„Das Mädchen ist ein rechtes Ding. Ich weiß, daß er ihm nachgestellt und es dumm und toll gemacht hat, bis es vergessen hat, den Riegel zu stoßen. Und wenn eins aus dem Haus kommt, wie ich's für recht halt, dann ist's nicht das Mädchen, sondern der Koch."

„Menagier Dich, Marie Therese. Wenn Du nicht auf der Treppe gestanden hättest um sechs in der Früh, so wüßten wir von nichts. Ich hab meine Diensten zum Dienen, und das andere steht im Blauen."

Eiche auf der Rosenwiese bei Wörlitz.

Eine Weile sah sie ihn schweigend an mit einem erstaunten Blick, dann grub sich ein bitterer Zug in ihr schmal gewordenes Gesicht. „So, so!" Also ich hab die Schuld! Weil ich in der Frühe mit der ewigen Unruhe im Leib den Hausgeist mach! Nur, damit ich dem Hauswesen nachgeh und die Gäste die Wirtin nicht schelten, die sie nicht zu sehen bekommen sollen!"

„Unsinn, wer spricht denn davon!" unterbrach er sie.

„Du! Ja, Du, Niklas!"

„Jetzt ist's genug, Therese, das sind Dienstbotengeschichten."

„Dann ist's erst recht meine Sache," gab sie zurück.

Da kam eine böse Antwort.

„Das ist dumm von Dir, einen daran zu erinnern," versetzte er, und es war etwas von der Brutalität des Vaters in den Worten und in dem Ton, der nicht mißverstanden werden konnte. Und in seinem Blick, der über die schwangere Frau schweifte, lag's wie Abkehr von ihrem entstellten Bild.

Die Frau lehnte sich schwer gegen den Sessel. Es war kein Tropfen Blut in ihrem Gesicht.

„Weil ich selbst ein Dienstbote war! Deshalb, meinst Du, mach' ich's zu meiner Sache? Ich schäm mich nicht, ich hab's mir selbst gewählt, das Dienen, und mein Vater sitzt frei auf dem Hozzengrund, das hast Du gesehen. Aber daß Du mir das abschätzig vorwirfst, das gibt es nicht zwischen uns beiden. Ich sprech für das Mädchen, weil ich weiß, wie's geht und steht um ein armes Dienstlein, das sich für andere plagt. Und weil ich die Frau bin, deswegen ist's meine Sach. Und weil ich Deine Frau geworden bin, sag ich Dir, Du, gerad Du weißt, daß man dem Theresle nicht so kommt! Und jetzt mach ich's zur Bedingung, daß der Koch den Weg aus dem Badhotel findet, wenn er nicht zu dem Mädchen steht. Und das er das nicht tut, das zu wissen, braucht es wenig. Von Dir aber verlang ich,

daß Du mir abbittest, Niklas, denn ich hab's in Deinem Aug gesehen, daß Du mir die Achtung geweigert hast."

„Du bist verrückt, wenn Dein Zustand nicht wär —" schrie er dumpf und betreten.

Da trat sie schwer vor ihn hin, und so gesegneten Leibes sie war, reckte sie die klare Stirn noch frank zu seinen Brauen, und ihre blauen, von einem Schmerzfunken erglühenden Augen bannten seinen unruhigen Blick.

„Wenn ich kein Kind trüg, Niklas, was dann?" fragte sie hart.

Er ballte die Faust und lüftete sie wieder, er biß sich auf die Lippe und wich ihrem Blick aus, dann lachte er gezwungen auf.

„Dann tät ich Dir die rechte Antwort nicht schuldig bleiben."

„Wenn's die rechte ist, trag ich sie so auch so," erwiderte sie. „Aber es ist nicht die rechte."

„Zum Kuckuck, jetzt laß mich in Ruh und kümmere Dich um Deine Wochenstube," stieß er barsch hervor und kehrte ihr den Rücken. Aber eine gewisse Unsicherheit war doch in ihm, als er das Zimmer verließ.

Marie Therese sah ihm nach. Die Tür schlug ins Schloß, sie war allein. Ein Tropfen stand in ihren Wimpern. In ihrem Schoße bewegte sich das Kind.

Aber ihr Wille war nicht gebrochen. Sie wartete bis zum anderen Morgen, dann fragte sie noch einmal und diesmal versuchte sie es mit Bitten.

„Tu's mir zuliebe, Niklas, ich kann dem Menschen doch nicht mehr begegnen."

Er machte ein verdrießliches Gesicht und tat seinen Spruch. „Gut, dann fliegen alle beide."

„Nein, um alles nicht," flammte die Frau auf, „das wäre eine Ungerechtigkeit."

„Aber praktisch," antwortete er lachend, jetzt erst stolz auf seinen Entscheid, und nun mußte Marie Therese es leiden, daß er das Mädchen und den Kochgehilfen entließ.

Es war ihr, wie wenn sie selbst in der Haut des armen Dienstleins steckte, und sie schämte sich vor ihm, als das Mädchen mit trotzigen, verweinten Augen und fahrigen Bewegungen zu ihr ins Zimmer trat und seine letzte Wäsche in Empfang nahm.

„Es ist mir leid um Dich, Luisle, aber es geht nicht anders. Der Ordnung und des Beispiels wegen. Und ich dank Dir für treuen Dienst. Du findest auch ein halb Dutzend Schürzen in der Wäsche, die trägst Du als Dank aus dem Badhotel."

Sie sah es nicht an bei den Worten.

Aber das Luisle antwortete, wie eins, das nichts mehr zu verlieren hat und nicht weichen will, ohne einen Schlag zurückgegeben zu haben: „Ich brauch die Schürzen nicht, und wenn jedes um die Stelle käm wegen dem, so wär noch keins zur Wirtin geworden."

Schwer lagen die Hände der Frau auf der Leinwand, und sie beugte sich wie im Krampf über den Tisch. Sie wollte dem Mädchen sagen, daß sie es in Schutz genommen und verteidigt habe, aber sie konnte es nicht, denn sie stand zu ihrem Manne, wenn er auch gegen ihren Willen gehandelt hatte. Und sie konnte jetzt erst recht nicht mehr, da ihr das Luisle so heimzahlte. Eine Zeitlang würgte sie, denn es war jener alte, trotzige Zorn in ihr aufgestiegen, der sich kein Unrecht bieten läßt, dann richtete sie sich ruhig auf.

„Du weißt nicht, was Du sagst. Nimm meine Gabe, und ich wünsch' Dir alles Gute. Auch daß er Dir nicht eine Last aufgebürdet hat, Luisle."

Und als sie ihr die Wäsche hinschob, da empfand sie, daß ihr die bösen, giftigen Worte, die schamlose Anspielung des Mädchens nicht so wehe getan hatten wie das, was Niklas gestern gesagt hatte.

Das Luisle erwiderte kein Wort. Aber es nahm die Schürzen mit seinen eigenen Hemden und ging still zur Tür.

Im Garten spielten die Gäste Tennis, und gerade im Augenblick, da das Luisle aus der Tür schleichen wollte, prallte ein ungeschickt geschleuderter Ball mit voller Wucht gegen die Fensterscheibe. Schlag und Klirren war eins. In Scherben splitterte das Glas, und die Splitter fuhren mit kristallenem Blitzen durch das Zimmer.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus, ließ die Wäsche fallen und sprang der Frau zu Hilfe.

„Jesus Maria, Frau Markwalder!"

Aber Marie Therese hatte sich schon wieder gefaßt, nur die Hände, die mageren weißen Hände, mit den blauen Aederchen, hielt sie unwillkürlich noch schützend vor den Leib, und ein roter Tropfen nach dem anderen lief und quoll über ihre Wange. Ein Splitter hatte ihr die Backe über dem Knochen aufgerissen, dicht unter dem Auge. Als fielen blutige Tränen, so tropfte es herab, und dem Luisle ging es kalt und heiß über das Herz, als weinte die Frau so um seinetwillen.

Dann tönten Stimmen auf dem Flur, ein aufgeregtes Gespräch vor der Tür, Klopfen, die beruhigende Stimme Niklas Markwalders, er trat ein.

Marie Therese preßte das Taschentuch auf die kleine Wunde, und das Lächeln bereitete ihr Schmerzen, mit dem sie den Mann und die Gäste beruhigte, als sie sagte: „Es ist nichts, nein, es ist nichts, ich bin auch nicht erschrocken."

In dieser Nacht gebar Therese Markwalder ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen, und sie nannte es Theresle, denn es war ihr Kind.

„Bleibst dem Strohecker halt den Buben noch schuldig", schrieb der Vater mit harten Schriftzeichen aus dem Hozzental.

Und die Zeit lief, und Therese saß hinten im Garten, wo der Wind die ersten gelben Buchenblätter streute, unter dem alten Apfelbaum, der aus einem ungeheuren Wurzelknorren dicke Aeste getrieben hatte, die sich nach allen Seiten reckten und rankten. Die späte Herbstsonne brach mit spitzigen Fingern die ersten Aepfel aus dem Geäst, daß hie und da einer in jähem Fall mit dumpfem Aufschlag auf den Rasen tauchte. Dann bog sich die junge Mutter vor, um mit Kopf und Schultern das kleine gierige Wesen zu schützen, das die roten Finger wie Saugnäpflein in die weiße Brust der Mutter schlug und sich schmatzend nährte.

Es war Oktober, die Sonne schüttete Gold, der Wald hatte zum großen Sterbefest gerüstet und goldfarbene und scharlachrote Gewänder angelegt, im Kurpark blätterten die letzten Blumen. Aber Heiligenbronn lag schon verödet. Der letzte Musikant hatte seine Dachkammer im Dorf aufgekündet und war in seinem schwarzen Röcklein ins Winterengagement gewandert. Auch das Badhotel Krantz hatte die Läden geschlossen und die Markisen eingerollt und lag zum langen Schlaf gestreckt in der Herbstklare.

Aus den Weinbergen, wo die Lese begonnen hatte, knatterten blinde Freudenschüsse und liefen widerhallend durch das Tal.

Joseph Markwalder saß einige Schritte von Marie Therese entfernt auf einer Bank und rauchte. Dabei schielte er zu der jungen Mutter hinüber, die nicht auf ihn achtete.

„Was studierst an dem Haus, Marie Therese? Ich seh' Dir's an, daß Du etwas vorhast."

Noch einmal ließ sie die Augen über das Badhotel schweifen.

„Ich? Ich denke, wir haben uns geeinigt auf einen Anbau. Es geht doch nicht, daß wir da sitzen und warten, bis die anderen bauen im Dorf oder ein Fremder kommt und setzt ein neues Hotel hin. Wir müssen bauen."

„Ach was, bauen! Besser sechzig Zimmer besetzt und in der Hochsaison ein paar Abweisungen als achtzig Zimmer, von denen die Hälfte leer steht."

Er war ärgerlich. Seit dem Tode der Frau saß er oft im „Lamm", und die Tränensäcke unter den Augen waren schwer geworden.

„Nein, nein. Wir bauen. Es muß vorwärts gehen. Denn wenn erst einmal das Hotel Krantz nicht mehr das erste ist, dann sind wir nicht mehr in Heiligenbronn."

Da lachte er, aber es war Aerger und gekränkte Eigenliebe, die ihn kitzelten.

„Oho, Marie Therese! Das Hotel Markwalder ist, was es ist und bleibt es auch. Sorg Du Dich doch nicht darum, was wir daraus gemacht haben!"

Und er stand auf und schritt selbstbewußt ins „Lamm".

Die junge Frau blieb allein in der sinkenden Sonne, die auf den Bergen im Westen ein loderndes Feuer entzündete und jetzt langsam hinter den blauen Grat hinabtauchte.

Marie Therese sah sie über das Dach des Hotels hinweg feierlich untergehen. Und da kam ihr auf einmal der Gedanke, daß es ein Fehler wäre, einen Stock auf den alten Amtshof zu setzen. Nicht weil sie dann die Sonne nicht mehr hinter die Berge sinken sah, von der Gartenhöhe aus, sondern weil auf den alten Bau kein neues Mauerwerk mehr gehörte. Er hatte recht, der Schwiegervater, recht, ohne zu wissen, in welchem Sinne. Das Haus stand und blieb wie es gebaut war. Aber einen neuen Flügel daran lehnen mit Balkonen und Terrassen, hohen luftigen Zimmern, mit Zentralheizung versehen und allem, was die neue Zeit verlangte, das war der richtige glückliche Gedanke. Er hatte recht, der Joseph Markwalder, das Badhotel Krantz, das ertrug keinen Aufbau, es wäre doch nur eine ungenügende Vergrößerung des Hauses geworden, und wie es so dalag, mußte dem alten Hofe das dicke, efeuumsponnene Gemäuer samt dem gewaltigen Dach erhalten bleiben. Daneben aber stieg das neue Haus aus dem Boden, ihr Haus, und dann begann auch eine neue, begann ihre Zeit.

Da lief der Frau das Blut rascher durch die Adern, und sie stand auf, das Kind in den Armen, sah die letzte Goldspur des Sonnenrades noch aufblitzen und erlöschen und schritt dann dem Hause zu. Aber plötzlich blieb sie stehen. Niklas hatte ihr die Herrichtung des Badhäusleins abgeschlagen und war dann, da sie auch von einer Erweiterung des Hotels gesprochen hatte, eines Abends mit dem Plan gekommen, einen Stock auf die alten Mauern zu setzen.

Gerade wie damals, als der Koch aus dem Hause sollte und er, statt ihr zu willfahren, den Burschen und das Mädchen entlassen hatte. Ein Einfall und er wurde zum Plan. Und von diesem Plan ihn wieder abzubringen, das geriet ihr am Ende doch schlecht.

Es stand etwas zwischen ihnen, das fühlte Therese. Nicht nur der Vater, den getraute sie sich beiseite zu schieben. Etwas anderes. Niklas war nicht mehr der unersättlich Verliebte, und auch sie sah heute mit anderen Augen, aber wenn sich in ihrem Innern die Glut zur stetigen Wärme gemildert hatte, so schien es bei ihm schon ein Erkalten. Sie wußte, daß ihm die Stetigkeit fehlte im Planen und Schaffen, er haschte nach Erfolgen, aber sie dienten ihm nicht zum Aufbau neuer Werte. Und noch etwas, etwas, das sie stolz verschmerzen konnte, das sie und ihn aber langsam auseinander zu bringen drohte. Auch ihr gegenüber war er nicht der Beständige. Er suchte den Weg nicht mehr zu ihr, seit sie das Kind getragen hatte. Vielleicht hatte sie ihn zu früh und zu oft abgewiesen. Aber das schlug ihr nicht ins Blut.

Seit sie auf dem Eigenen saß im Badhotel, war ihr das Schaffen und Werken um den Besitz und um das Mehren des Besitzes zum Schlafgänger geworden, und sie lag abends und sann darüber und stand auf mit dem Gedanken an Grund und Boden. Und wie ein Stück davon, so hielt sie auch das Theresle umfaßt, und raunte seltsame Hoffnungen und Wünsche über seine Wiege. Das Wort des Vaters: „Bleibst dem Strohecker noch den Buben schuldig," klang ihr im Ohr. Dem Strohecker den Buben und dem Bad den Erben!

Es begann ein Kampf unter ihnen um den Bau. Joseph Markwalder hätte am liebsten alles gelassen wie es war, Niklas schwankte unentschlossen zwischen einem Aufbau und einem Anbau, und Marie Therese übte Kraft und List, um den Flügelbau durchzusetzen. Der Architekt trat auf ihre Seite, endlich gelang es ihr auch, die Bank, die einen Teil der Bausumme lieh, dafür zu gewinnen; und als die ersten Grabarbeiten begannen und die Büsche gerodet wurden und der Rasen verschwand auf dem rechten Flügel des Grundstückes, wo der Garten in üppiger Wildnis einem Walde gleich gewesen war, da erhoben sich die Heiligenbronner in einem Sturme der Empörung. Es gab Köpfe unter ihnen, die sprachen von einem Frevel an der Natur und einer Gefährdung des alten Rufes des Bades, das keinen modernen Hotelbau ertrage, sondern bleiben müsse, was es war, ein ins Grün, in Bluest und Wald gestreutes Idyll mit roten Dächlein und efeuumlaubten Mauern, umwittert von dem Hauche verstohlener Leiden und Heilungen. Die Bauern schalten, und die Besitzer und Pächter der kleinen Gast- und Bierhäuser schmälten.

Bald häuften Neid und Mißgunst und die Furcht vor dem Wettbewerb üble Nachreden und Schmähungen auf den Scheitel der jungen Frau, die ihre Habe in einem Bündel ins Badhotel getragen und den Niklas Markwalder in ihr Bett gelockt und festgebunden habe, bis er sie zum Weibe nahm.

Der November kam, und die Grundmauern stiegen aus dem Boden. Als ein italienischer Maurer bei der Talmühle in Kaltenbronn einen Nebenbuhler mit dem Messer stach, daß er verblutete, schrieben die Heiligenbronner auch dieses Blut in das Schuldenheft Marie Theresens.

Da erschien eines Tages Mademoiselle de la Reynière im Badhotel. Fiebernd, in ein wattiertes Mäntelchen aus brüchigem Brokat gehüllt, hockte sie im Bureau, als Marie Therese eintrat. Ihre Augen waren rot vom Weinen, ihre Finger kalt, und sie klammerte sich an die junge Frau und stammelte: „Ich habe kein Logis mehr! Jetzt hat mir Herr Armbruster befohlen, zweimal soviel zu bezahlen oder auszuziehen."

„Warum nicht gar! So viel bezahlt ihm ja kein Mensch für das Zimmer!" beruhigte sie Therese.

„Es ist nicht deswegen. Weil das Badhotel die kleinen Brötchen nicht mehr bei ihm kauft. Jetzt hat er Courage, jetzt auf einmal, weil alle schimpfen. Er will Revanche, und ich komme dabei um mein Logis."

Da fiel Marie Therese ein, daß ihr der Bürgermeister gestern die Milch abgesagt hatte und daß Joseph Markwalder, als sie es harmlos erzählte, unwirsch gerufen hatte: „Natürlich, das kommt davon, wenn man sich mit den Leuten nicht stellt!"

Sie drückte das alte Fräulein in den Sessel.

„Das gibt's nicht, Sie bleiben wohnen. Oder Sie wohnen im Badhotel."

Am Abend gab sie der Köchin, die jetzt allein alles versah, die Weisung, auch keinen Laib Brot und kein Pfund Mehl mehr bei Dominik Armbruster zu holen, bis sie es neu befehle, und schickte dem Bäcker das Brotbüchlein zum Quittieren und ließ ihm sagen, daß sie auch in der Saison kein Lot mehr von ihm kaufe, weder für die Gäste noch für das Gesinde, und dem Bürgermeister bezahlte sie den letzten Tropfen Milch und schickte den Kutscher, der jetzt alles in einem war, nach Kleebronn, eine Stunde Wegs, um die Milch von dort zu holen, bis die Kuh im Stall stand, die ihnen dann im Winter genügte.

Dominik Armbruster hielt acht Tage stand, dann brach sein Mut zusammen, und das alte Fräulein kam in einem bebänderten Hute, lächelnd und frisch gepudert, und bat wieder für ihn.

Marie Therese lachte verächtlich.

„So sagen Sie ihm, weil Sie für ihn bitten, so mag er wieder liefern. Aber erst vom Jänner an. Jetzt hab' ich dem Bäcker im Oberdorf das ganze zugesagt bis dorthin, und ich halt, was ich sag."

Sie hatte das Theresle auf dem Arm, und das schrie dazu, als wollte es der Mutter beistimmen mit trotzigem Wehren. Vom Baugerüst klangen die Hämmer und klirrten die Hebeketten. Die ersten Fenstersteine schaukelten in den Flaschenzügen. Der Bau stieg aus dem Boden.

Je höher er wuchs, desto höher trug Joseph Markwalder das Haupt. Aber wenn von dem Neubau gesprochen wurde, dann rühmte er den alten Amtshof und sagte: Der alte Bau werde den neuen erhalten müssen.

Als er es wieder einmal tat in der Gegenwart des Amtmannes, der mit dem Domänenrat den Park und das Badhaus besichtigte, um die jährlich vorzunehmenden Ausbesserungsarbeiten festzulegen, da wurde es auch Niklas zu viel, und Marie Therese sah, daß ihr Mann ein Glas Wein hinunterstürzte und mühsam seinen Aerger verbarg.

„Ist es wahr, Frau Markwalder, daß Sie auch Ihren Quellenanteil besser ausnützen wollen?" fragte der Amtmann.

Marie Therese blickte mit einem Lächeln, das eine sanfte Ermunterung und ein heimlicher Wunsch war, auf Niklas. Und sie hatte ihn auf der Stelle erraten, diesmal trieb ihn verletzter Stolz und ein wenig Prahlsucht in ihr feingestelltes Netz.

„Da müssen Sie meinen Mann fragen, Herr Amtmann," hatte sie erwidert.

Niklas sah seinen Vater einen Augenblick an, dann gab er Bescheid: „Gewiß, Herr von Rommingen, im Frühling, wenn der Flügel soweit fertig ist, daß die Innenausstattung daran kommt, rüsten wir das Badhaus neu auf. Mit Einzelbädern, Duschen, Ruhekabinen und einem Inhalationsraum. Es war der erste Wunsch meiner Frau und schon dehalb muß er Gestalt annehmen."

Der Domänenrat räusperte sich.

„Das ist ja allerdings in gewissem Sinne großzügig, ich gestehe das mit einem kleinen Vorbehalt zu, aber mein werter Herr Markwalder, pardon, geschätzteste Frau Wirtin, aber, was ich sagen wollte, als Vertreter der Interessen des staatlichen Bades habe ich meine Bedenken. Entschieden meine Bedenken."

Joseph Markwalder konnte das Ende des Satzes kaum erwarten.

„Ganz recht, Herr Geheimrat, die hab ich auch. Entschieden Bedenken!"

Der Geheimrat nickte Herrn Markwalder senior mit einem Lächeln, das sein faltiges Gesicht zerknitterte, freundlich zu.

„Ja, ja, Herr Markwalder, die junge Generation! Aber Ihr weiser Rat wird da noch ein übriges tun. Es wäre fatal, wenn zwischen dem Badhotel Krantz, dem alten Hotel Markwalder und dem staatlichen Bade, das die Nährmutter und buchstäblich die Existenzquelle für dieses Haus und ganz Heiligenbronn ist, Interessenkonflikte entständen."

„Ja, wir wären ja verloren, wenn Sie hie ein modernes Etablissement aufmachen, was so denn da aus unserem ehrwürdigen Quellen tempel werden!" rief der Amtmann, und e hätte die Klage noch beweglicher gestaltet, wen ihn nicht ein mißbilligender Blick des Geheim rats getroffen hätte.

Medizinalrat Grohmann aber, der so lang geschwiegen hatte, versuchte zu vermitteln un sich nach beiden Seiten zugleich zu bücken.

„Herr Markwalder baut seiner Frau zu liebe. Frau Marie Therese denkt und träum nur noch Baupläne und Entwickelungen. J bewundere diesen ungebrochenen Tatendran Aber an eine Konkurrenz zum Staate denke sie nicht. Unser altberühmtes Bad mit seine wundervollen Schwimmbecken, in das schon Ta sende getaucht sind, bleibt die Quelle der Kra und der Anziehungspunkt von Heiligenbronn.

Da nahm Marie Therese das Wort.

„Mein Mann und ich, wir bauen ja nic aus Trotz, sondern aus einer Notwendigkei Und warum muß denn etwas Neues imme gefährlich sein? Ich glaube, daß Heiligenbron schon zu lange still steht. Es ist schon viel z ehrwürdig geworden. Aber warum müssen w da auch stillstehen, und dann, wenn wir etwa haben, was im alten Bad nicht existiert, n nur das Schwimmbecken wartet auf die Ku gäste, so gibt es doch gar keine Konkurren Oder der Staat baut auch."

„Darüber haben wir nicht zu befinden versetzte der Domänenrat mit abweisende Dienstmiene.

(Fortsetzung folgt.)

Genossenschaftliche Produktion

Von August Müller.

(Schluß.)

Die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung ist um ein ga zes Menschenalter jünger als die englische. D hohe Auffassung von der sozialen Bedeutur der Konsumgenossenschaften, die das englisc Vorbild seit seinen Anfängen beherrscht, ist i Deutschland erst seit einigen Jahren zum Ei fluß gekommen und auch nur für den Teil d deutschen Konsumgenossenschaften, die sich in de Zentralverband deutscher Konsumvereine z sammengeschlossen haben. Bei uns steckt dah die Eigenproduktion der organisierten Kons menten noch in den Kinderschuhen. Immerh ist die lokale Eigenproduktion der deutsche Konsumgenossenschaften von nicht zu unte schätzender Bedeutung, und was die Hauptsac ist, sie nimmt außerordentlich rasch zu. D Zentralverband deutscher Konsumvereine ist i Jahre 1902 gegründet worden. Der Umsa sämtlicher Verbandsvereine stieg von 176 Mi lionen Mark im Jahre 1903 auf 433 Millione Mark im Jahre 1910. Die Zahl der beschäfti ten Personen vermehrte sich in der gleichen Ze von 7000 auf 19 000. Der Wert der Eige produktion nahm mehr als das Vierfache i diesen acht Jahren zu, er stieg nämlich vo 15 Millionen auf 66 Millionen Mark.

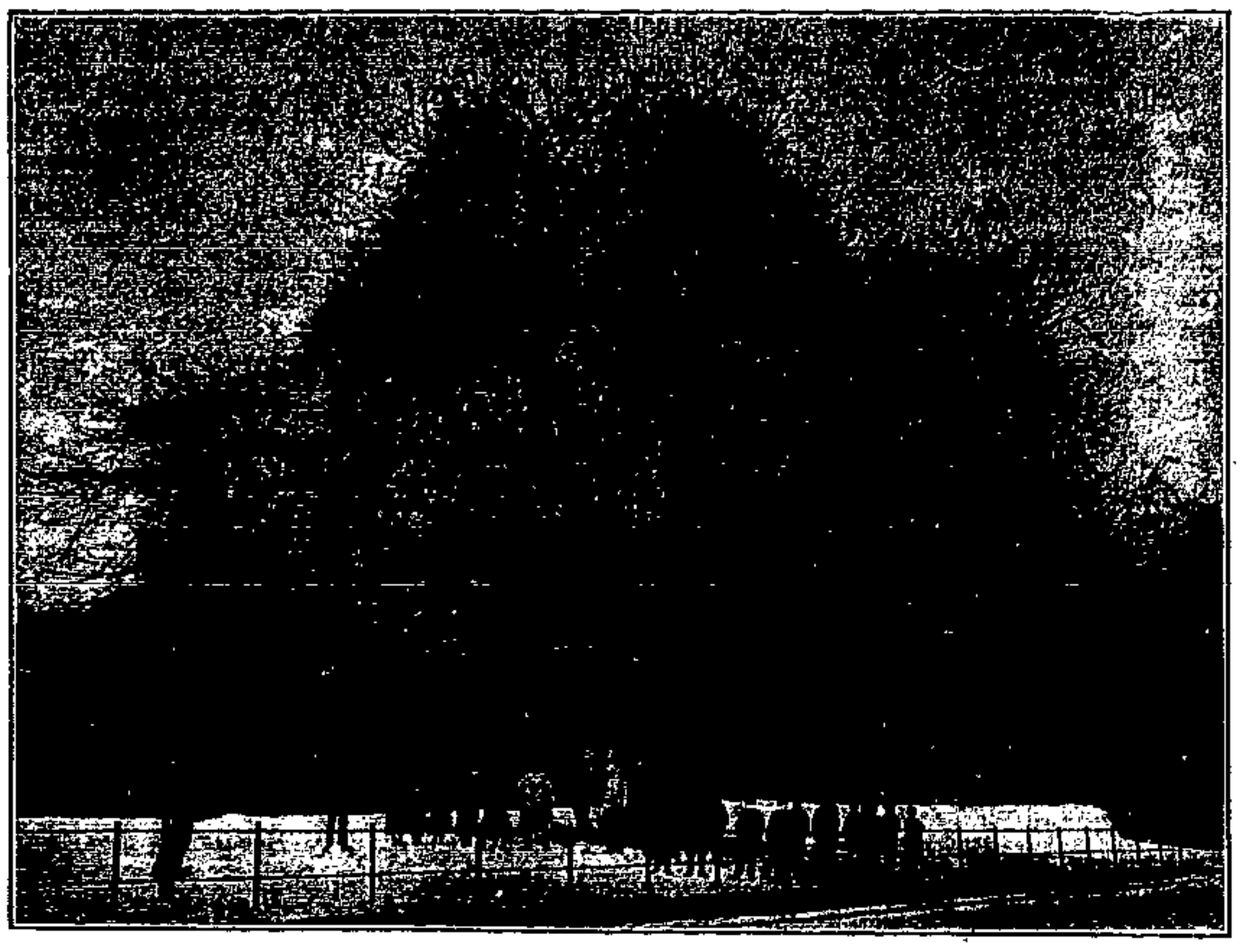
Die Eigenproduktion, soweit sie von ei zelnen Konsumvereinen betrieben wird, wend sich in der Hauptsache der Errichtung und de Vertrieb von Bäckereien zu. Die größte leistungsfähigsten und die peinlichsten Anford rungen an Hygiene und Sauberkeit erfüllende Bäckereien, die es in Deutschland überhaup gibt, sind die Bäckereien großer Konsumverein in Leipzig, Dresden, Hamburg, Berlin, Stut gart, Essen, Köln, München und an andere Orten. Wir geben zwei Abbildungen wiede die uns einen Blick in Backräume von Konsum vereinen werfen lassen. Die ganze imponieren Größe einer solchen Bäckerei wird durch die Abbildungen nicht vermittelt, immerhin aber g nügt sie, um zu zeigen, wie himmelweit be

schieden solche Konsumvereinsbäckereien sind von den kleinen winkligen, muffigen Kellerlokalen der Kleinbäcker, in denen heute noch vielfach unser tägliches Brot hergestellt wird. Ein weiteres Bild zeigt uns eine Anzahl Maschinen aus einer Konsumvereinsschlachterei. Diese Maschinen befinden sich im Konsum-, Bau- und Sparverein „Produktion" in Hamburg, der einer der wenigen Konsumvereine ist, die auch eine Schlachterei betreiben. Die genossenschaftlichen Schlachtereien sind nämlich erst jüngeren Datums. Es waren allerhand Schwierigkeiten zu überwinden, bis man so weit kam, erfolgreich Schlachtereibetriebe der Konsumgenossenschaften zu organisieren. Für große, leistungsfähige Genossenschaften sind aber diese Schwierigkeiten überwunden, und immer mehr von ihnen gehen denn auch zur Errichtung von Schlachtereien über. Welche Bedeutung solche Produktivbetriebe für einzelne Konsumvereine haben, dafür mag als Beispiel wieder die Hamburger „Produktion" angeführt werden. Sie erzielte im Jahre 1910 einen Gesamtumsatz von 13 107 000 Mk., davon kamen 1 536 000 Mk. auf in der eigenen Bäckerei hergestellte Produkte und 3 865 000 Mk. auf Produkte aus der eigenen Schlachterei. — Die Hamburger „Produktion" hat daneben noch eine Kaffeerösterei, eine Mineralwasserfabrik, eine Schrotmühle, eine Tischlerei, eine Klempnerei und Installationswerkstätte und eine Wäscherei. Aehnlich vielseitig sind auch die Produktivbetriebe anderer großen Genossenschaften, z. B. des Konsumvereins für Leipzig-Plagwitz und Umgegend, dessen Umsatz- und Mitgliederzahlen noch diejenigen der großen Hamburger „Produktion" übertreffen.

Ein weiterer Weg, um Produktivbetriebe der organisierten Konsumenten existenzfähig zu machen, besteht darin, daß sich eine Anzahl Konsumgenossenschaften zusammentun, um eine eigene Produktivgenossenschaft zu betreiben. Meistens sind das allerdings früher selbständige Produktivgenossenschaften, die übernommen werden, die dadurch ihren Charakter als selbständige Genossenschaften verlieren und zu Produktivabteilungen einer Anzahl Konsumvereine werden. Eine solche Genossenschaft ist die Rheinisch-westfälische Holzindustrie in Barmen, eine ehemals selbständige Produktivgenossenschaft, die aber nunmehr von den Konsumgenossenschaften ihres Verbreitungsgebietes übernommen worden ist, von ihnen finanziert wird und sich einer sehr günstigen Entwickelung erfreut. Diese Genossenschaft stellt Möbel der verschiedensten Art her, vor allem wird sie beschäftigt durch die Genossenschaften selbst, die ihr die Herstellung von Ladeneinrichtungen, Bureauutensilien usw. übertragen. Auch Gewerkschaftshäuser und Gewerkschaftsbureaus gehen allmählich dazu über, die Lieferung ihrer Utensilien ganz oder zum Teil dieser Genossenschaft zu übertragen, wie zum Beispiel im Jahre 1910 das neu erbaute Heim des Bauarbeiterverbandes in Hamburg zu einem großen Teil mit Möbeln von dieser Genossenschaft versorgt wurde. Auf ähnlicher Grundlage ist die Nordhäuser Kautabakarbeiter-Genossenschaft errichtet worden; sie war ursprünglich eine reine Produktivgenossenschaft und ist entstanden im Gefolge einer Aussperrung der Kautabakarbeiter im Jahre 1901. In jenem Jahre mußten zirka 1000 Kautabakarbeiter und -Arbeiterinnen 26 Wochen lang einen harten Kampf um Anerkennung ihres Koalitionsrechtes führen. Wie gewöhnlich bei solchen Kämpfen blieb eine Anzahl der Ausgesperrten auf dem Pflaster liegen; um diese unterzubringen, gründeten die Nordhäuser Kautabakarbeiter eine Genossenschaft. Die junge Vereinigung hatte anfänglich sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Sie hätte vielleicht die Kinderkrankheiten nicht überstanden, wenn es nicht der Verwaltung gelungen wäre, die Konsumgenossenschaften für das Unternehmen zu interessieren. Der Erfolg war, daß im Jahre 1906 fünf Konsumvereine den Beitritt zur Kautabakarbeiter-Genossenschaft erklärten, eine Zahl, die im nächsten Jahre auf 45, dann auf 46 und 1909 auf 48 stieg. Die ursprünglich 84 Einzelgenossenschaftler, die die Genossenschaft gegründet haben, sind allmählich zurückgegangen bis auf 25, so daß die Konsumvereine heut die Träger des Unternehmens sind. Der Gesamtumsatz der Genossenschaft betrug im Jahre 1909 288 327 Mk., davon entfallen 204 419 Mk. oder 70,8 Proz. auf die Konsumgenossenschaften. Es zeigt sich hier eine Entwickelungstendenz, die auch in England und in anderen Ländern mit starker Konsumgenossenschaftsbewegung beobachtet worden ist. Die Produktivgenossenschaften haben das Bestreben, sich an die Konsumgenossenschaften anzulehnen. In England aber haben auch die meisten Produktivgenossenschaften, die ihre Existenz aufrecht erhalten konnten, dieses dem Umstand zu verdanken, daß sie ihre Waren an Konsumgenossenschaften abgeben können. Aehnlich liegt es auch bei vielen deutschen Produktivgenossenschaften. Tatsächlich ist auch die einzige Möglichkeit für das Gedeihen von Produktivgenossenschaften in der Regel nur dann gegeben, wenn sie sichere Abnehmer bei Konsumgenossenschaften finden. In solchen Fällen kann man aber von Produktivgenossenschaften im eigentlichen Sinne des Wortes nicht mehr sprechen, solche Produktivgenossenschaften werden immer mehr zu Anhängseln der Konsumgenossenschaftsbewegung, sie müssen den Vorzug, einen gesicherten Absatz für ihre Produkte zu haben, mit dem Verlust ihrer Existenz bezahlen.

Linde am Fuße des Staffelberges in Staffelstein (Oberfranken).

Die zentrale Eigenproduktion in Deutschland wird durch die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine und durch die Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine betrieben. Die letztere hat jedoch nur ein engbegrenztes Feld für ihre Tätigkeit. Sie betreibt eine Druckerei und eine große Papierwarenfabrik, in der heute namentlich Papiertüten hergestellt, Einwickelpapiere bedruckt und ähnliche Produkte erzeugt werden. Unser Bild gab einen Einblick in einen Arbeitssaal der Papierwarenfabrik der Verlagsanstalt. Es ist vermutlich eine der größten, wenn nicht die größte Fabrik der Art, die in Deutschland besteht. Die Herstellung von Papiertüten geschieht nämlich heute noch vielfach in Zuchthäusern und Gefängnissen oder in der Heimarbeit; große zentralisierte Produktionsstätten gibt es da erst wenige. Abnehmer dieser Papiertüten sind die Konsumvereine. Wie groß die Bedeutung der Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine ist, mag daraus hervorgehen, daß sie in ihren Produktivbetrieben 321 Personen beschäftigt und im Jahre 1910 einen Umsatz von 1,6 Millionen Mark erzielte, wovon Waren im Werte von 1,2 Millionen Mark in den eigenen Betrieben hergestellt wurden.



Größte Linde Deutschlands in Bordesholm.

Am bedeutsamsten für die zentrale Eigenproduktion ist jedoch die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. Sie wurde gegründet im Jahre 1893 und betrieb zunächst ein reines Warengeschäft, dessen Umsatz im Jahre 1910 die

respektable Höhe von 89 Millionen Mark erreichte. Wie in England, so wurde auch recht bald in Deutschland die Errichtung von Eigenproduktivbetrieben durch die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine ins Auge gefaßt. 1903 wurde eine Kaffeerösterei errichtet, die im Jahre 1910 1 698 161 Kilogramm Kaffee röstete. Der Plan, eine Seifenfabrik zu begründen, wurde im Jahre 1903 gefaßt. Die Behörden, die die Seifenfabrik zu konzessionieren hatten, machten aber große Schwierigkeiten, so daß es erst im Jahre 1908 gelang, die Konzession für den Bau der Seifenfabrik in Gröba bei Riesa zu erlangen. 1909 begann die Bauausführung. Im Juni 1910 konnte endlich der Betrieb eröffnet werden. Eine Gesamtansicht dieser Seifenfabrik fügten wir im Bilde bei. Es ist eine der größten Seifenfabriken, die in Deutschland überhaupt vorhanden sind; der Umsatz an Seifenfabrikaten betrug im Jahre 1910 2 900 106 Kilogramm im Werte von 1 368 000 Mark. Daneben betreibt die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine noch drei Zigarrenfabriken in Frankenberg, Hamburg und Hockenheim, deren Produkte im Jahre 1910 einen Wert von 1 477 000 Mark erreichten. Die Zigarrenfabriken der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine haben ihr Dasein ebenso wie die Nordhäuser Kautabakarbeitergenossenschaft als selbständige Produktivgenossenschaft begonnen, die in Hamburg gegründet wurde im Anschluß an eine Aussperrung der Tabakarbeiter im Jahre 1891. Beschlossen war die Gründung dieser Produktivgenossenschaft allerdings schon zwei Jahre vorher, die Ausführung des Projektes wurde aber durch die folgende Aussperrung beeinflußt und beschleunigt. Die Tabakarbeitergenossenschaft bestand als selbständige Produktivgenossenschaft bis zum 1. Januar 1910. Sie hatte einen immer größeren Teil ihrer Abnehmer in den Konsumgenossenschaften gefunden und zog schließlich die Konsequenzen aus diesem Zustande, indem sie liquidierte und darauf von der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine übernommen wurde.

Das Wesen konsumgenossenschaftlicher Arbeit besteht darin, den Warenvertrieb auf die volkswirtschaftlich vorteilhafteste Weise zu organisieren. Der Tribut, den der Käufer dem Händler entrichten muß, wird durch die Konsumvereine beseitigt, er kommt ganz oder zum Teil den Konsumenten zugute. Es bedeutet einen Schritt vorwärts, wenn die Konsumgenossenschaft zur Eigenproduktion übergeht. Sie vermag dann auch den Unternehmergewinn auszuscheiden und diesen den Konsumenten zuzuführen. Entscheidend ist jedoch, daß die Produktion für den organisierten Konsum immer erst in zweiter Linie entsteht, nachdem vorher die Organisation des Konsums erfolgt ist. In der Durchführung dieses Gedankens liegt die Ueberlegenheit der Produktivbetriebe der Konsumvereine über die reinen Produktivgenossenschaften begründet. In Deutschland steckt die ganze Bewegung noch in den Kinderschuhen. Ihre Entwickelungsmöglichkeiten sind außerordentlich groß, ob sie aber erschöpft werden können, hängt ausschließlich davon ab, ob die Konsumvereine an Mitgliedern zunehmen, die bestrebt sind, den größten Teil ihres Bedarfes in einem Geschäft zu decken. Denn die Grundlage der organisierten Produktion muß der organisierte Konsum bilden, und auf je breiterer Basis dieser aufgebaut ist, desto mannigfaltiger und bedeutsamer können auch die Produktivbetriebe sein, die ihn befriedigen.

Alter und Größe der Bäume.

Von Friedrich Zimmermann.

In der Pflanzenphysiologie wird uns gezeigt, auf welche Weise man das Alter eines Baumes kennen lernen kann. Wenn man einen Stamm quer durchsägt, so lassen sich bei manchen Baumarten auf der Schnittfläche regelmäßige Kreise erkennen. Der Stamm besteht gleichsam aus einer Anzahl Zylindern, welche wie Ablagerungen in konzentrischen Kreisen um eine gemeinschaftliche Achse liegen und sich gegenseitig einschließen. Der kleinste Kreis liegt im Zentrum. Diese Kreise sind aber nichts anderes als Jahresringe und an ihnen kann man deutlich erkennen, wieviel ein Baum in einem Jahre gewachsen ist, das heißt um wieviel sein Umfang und Durchmesser sich vergrößert haben. In jedem Jahre bildet sich nur ein einziger Ring; ihre Zahl gibt deshalb die Zahl der Lebensjahre des Baumes an. Der Botaniker De Candolle hat zuerst nach dieser Methode das Alter der Bäume bestimmt und noch heute gibt es kein sicheres Mittel hierfür. Auf Tafeln hat er dann das Alter dargestellt und die Wachstumszunahme erkenntlich gemacht. Dabei kann man sehen, daß die meisten Bäume besonders in der Jugend stark wachsen und daß das Wachstum in einem gewissen Alter abnimmt. Humboldt hielt den Affenbrotbaum Adansonia digitata in den Tropenwäldern Afrikas für den ältesten Baum der Erde, und der englische Botaniker Adanson, nach welchem der Baum benannt wurde, hat sein Alter auf 5150 Jahre bestimmt. Der Durchmesser des Stammes betrug damals 10 Meter. Adansons Verfahren bestand darin, daß er einen tiefen Einschnitt in den Stamm machen ließ und an den konzentrischen Jahresringen feststellte, wieviel der Baum in 300 Jahren gewachsen war. Nachdem er auch den Wuchs der jungen Bäume festgestellt hatte, bestimmte er das allgemeine Gesetz des durchschnittlichen Wachstums. Der ungeheure Umfang dieses Baumstammes steht in auffallendem Mißverhältnis zu den übrigen Teilen. Einzelne Exemplare haben bei einem Stammumfang von 10 Metern nur eine Höhe von 4 Metern. Die Blüten zeigen dieselben riesenhaften Verhältnisse wie der Baum.

Föhre in Mödling bei Wien.

Ein anderer sehr berühmter Baum ist der große Drachenbaum, Dracaena Draco, auf Teneriffa. Er hat seinen Namen von einer dunkelroten Flüssigkeit, welche er in der heißen Jahreszeit ausschwitzt; diese wird Drachenblut genannt. Der Saft trocknet an der rauhen Rinde rasch ein, wird bröckelig und hart. Die Eingeborenen sammeln ihn; er kommt als Drachenblut in den Handel. Die wunderbare Größe dieses Baumes erregte Humboldts Verwunderung. Nach alten Dokumenten war der Baum im 15. Jahrhundert schon berühmt wegen seiner Gewaltigkeit. Die Höhe betrug nach Humboldt 20 Meter, der Umfang an dem Wurzelstock 18 Meter. Der Stamm teilt sich in Asthöhe in viele einzelne Teile, die sich in der Form eines riesigen Kandelabers erheben. Der Baum trug in jedem Jahre Blätter und Früchte und war ein herrliches Bild ewiger Jugend. Durch einen Sturm wurde dieser Riese im Jahre 1822 umgeworfen und zerstört.

Die Merwigslinde bei Nordhausen.

Die Tatsache, daß ein Baum in diesem hohen Alter noch in jedem Jahre Blüten und Früchte erzeugt, ist ein Beweis für eine merkwürdige Eigentümlichkeit. Bei den Menschen und bei den Tieren finden wir eine Organisation und einen Fortgang des Lebens, welche in einem gewissen Alter aufhören. Anders verhält es sich mit den Pflanzen. Sie scheinen die Kraft zu besitzen, immerfort wachsen zu können, bis ein Zufall oder eine äußere Ursache auch ihrem Dasein ein Ende bereitet.

In Mexiko sind die Zypressen wegen ihres hohen Alters sehr berühmt. In Atlexo steht ein solcher Baum, der 24 Meter Umfang hat. Eine andere Zypresse übertrifft aber denselben noch bei weitem. Sie steht bei Santa Maria del Tuli und hat einen Umfang von 40 Metern. Dieser Baum ist noch weit größer als der Drachenbaum der kanarischen Inseln. Bei näherer Untersuchung findet man aber, daß es nicht ein einzelner Stamm ist, sondern daß drei Stämme miteinander verwachsen sind. Diese dreifache Natur des Stammes scheint den Botanikern entgangen zu sein. Eine zweite Riesenzypresse steht zu Chapultepec; diese ist wirklich ein einziger Stamm, der 32 Meter im Umfang hat. De Candolle ist der Meinung, daß dieser Baum noch älter ist als Adansons Drachenbaum. Es ist ohne allen Zweifel der gewaltigste und älteste Baum der ganzen Erde. In den Gärten des Palastes von Granada sind Zypressen, die im Jahre 1776 schon als große Bäume erwähnt werden und welche bereits in der Zeit der maurischen Könige bekannt waren. Sie heißen heute noch bei den Spaniern Cupresos de la Reyna Sultana, weil sich in ihrem Schatten die Liebesgeschichte einer Maurenkönigin abspielte.

Diese Bäume sind etwa 1000 Jahre alt. Der alte Schriftsteller Strabo erwähnt eine persische Zypresse, welche nur fünf Menschen umspannen konnten; er schätzte ihr Alter auf 2500 Jahre. Doch war das bloß eine Vermutung, da die Feststellung des Alters nach den Jahresringen damals noch unbekannt war. Auch in Südeuropa gehören die Zypressen zu den am längsten lebenden Bäumen. Da sie meistens auf Friedhöfen gepflanzt werden, so gelten sie für heilig und können sich deshalb vollständig ausleben.

In England hält man die Eibenbäume, Taxus baccata, für die ältesten Bäume. Es gibt einige Exemplare, die so alt sind wie die Einführung des Christentums in diesem Lande, ja vielleicht noch älter. Genaue Messungen haben ergeben, daß das jährliche Wachstum bis zum 150. Lebensjahre einen Millimeter, von da an weniger als einen Millimeter beträgt. Bei der alten Abtey Fontains stehen Eibenbäume, die in Urkunden vom Jahre 1155 schon genannt werden. Auf dem Friedhofe Crowhurst finden sich ebenfalls einige merkwürdige Eiben. Diese werden von Evelyn schon erwähnt und sind deshalb wenigstens 1500 Jahre alt. Der Baum von Pennant in Fortingal muß nach seinem Durchmesser 2800 Jahre alt sein. In Berbourn steht eine Eibe von 3000 Jahren. Aber alle Eibenbäume werden von dem Riesen von Hedsor in Bucks übertroffen, an Größe wie an Alter. Er ist noch heute vollständig gesund und hat einen Durchmesser von 7 Metern. De Candolle hat das Alter auf 3240 Jahre berechnet; er ist ohne allen Zweifel der älteste Baum Europas. Auch die Ulme ist ein Baum, der ein hohes Alter erreicht. Am bekanntesten ist die Lutherulme in einem Dorfe bei Worms. Als der Reformator im Jahre 1521 vor den Reichstag nach Worms zog, soll er im Schatten dieses Baumes gerastet haben. Derselbe war bis zum 1. September 1870 vollständig gesund und war auf stundenweite Entfernung zu sehen. Am 1. September des genannten Jahres wütete ein ungeheurer Orkan und brach den Stamm in der Mitte entzwei. Aber da die Ulme ein Baum von großer Lebensenergie ist, so trieb sie aus dem Stamme wieder Aeste; die Dorfbewohner haben ihren Liebling geschützt und er ist heute noch der Stolz und Ruhm des Ortes. Der amerikanische Botaniker Mischaux hält die Ulmen seines Vaterlandes für die großartigsten Bäume der gemäßigten Zone.

In den Tropen der alten Welt ist der indische Feigenbaum einer der größten und schönsten Bäume. Jeder Baum bildet für sich einen kleinen Hain, welcher aus zahlreichen verbundenen Stämmen besteht, wovon die meisten die Größe einer starken Eiche haben. Auf der Insel Nerbuddah steht ein berühmter Feigenbaum, Cubeer Burr genannt. Nach den Erzählungen der Eingeborenen ist der Baum über 3000 Jahre alt; es ist vielleicht derselbe, welchen der von Alexander dem Großen abgesandte Schiffahrer Nearchos besuchte. Dieser Baum hat 350 große einzelne Stämme und kleinere mehr als 3000. Er entsendet heute noch Zweige, die hinabhängen und Wurzeln schlagen, um neue Stämme zu bilden. Der Umfang des ganzen Baumes beträgt 800 Meter.

Unter den europäischen Bäumen erreicht die Linde den größten Durchmesser. Sehr bekannt ist die Linde von Freiburg in der Schweiz. Sie wurde im Jahre 1476 zur Erinnerung an die Schlacht bei Murten gepflanzt und hatte schon zu De Candolles Zeiten einen Durchmesser von 3 Metern. In Deutschland ist die große Linde von Neuenstadt in Schwaben wohl die berühmteste. Sie war schon im Jahre 1229 ein großer Baum. Nach alten Urkunden wurde damals die neue Stadt an der Heerstraße an den großen Baum gebaut. Im Jahre 1408 heißt es von demselben Baume: „Vor dem Tore eine Linde staht, die 67 Säulen hat." Im Jahre 1558 ließ Herzog Christoph einen Säulengang erbauen mit 115 steinernen Pfeilern. Später wurde der Baum durch einen heftigen Sturm zerstört. Bei Chateau de Chaille in Frankreich stand eine Linde, die im Jahre 1804 einen Umfang von 15 Metern hatte; sie soll im Jahre 1266 gepflanzt worden sein. Bei Trons in Graubünden prangte eine Linde, die schon im Jahre 1424 erwähnt wird und deren Alter auf 600 Jahre geschätzt wurde. Im Orient gehören die Platanen zu den größten und ältesten Bäumen. Im Tale von Bujukdere bei Konstantinopel steht ein solcher Baum, dessen Größe an einen von Plinius beschriebenen Riesen erinnert. Nach diesem römischen Naturforscher hatte eine Platane in dem damaligen Lycien einen so hohlen Raum, daß sie dem Konsul Licinus Mutianus mit achtzehn Begleitern einen Wohnraum zu bieten vermochte. Diese Stube hatte einen Umfang von 25 Metern und der Gipfel des Baumes glich einem kleinen Walde. Die Platane von Konstantinopel hat einen Umfang von 45 Metern und eine Höhlung von 20 Meter Durchmesser. Im Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Platane die Königin der Wälder. Der Richter Duker aus Missouri schnitt aus dem hohlen Stamme einer Platane ein Stück heraus, ließ ein Dach darauf setzen und richtete es zu einem Studierzimmer ein. Es war regelmäßig zylindrisch, wurde mit einem Ofen und anderen Zimmergeräten versehen und bildete ein bequemes und sehr originelles Zimmer. Eine noch größere Platane wurde in Utika im Staate New York als Kaufladen mit Zubehör eingerichtet; 50 Menschen hatten Platz darin.

Sehr reich ist England an alten historischen Eichen, von denen man heute noch die sorgfältig konservierten Ueberreste sehen kann. Beim Magdalen-College in Oxford steht eine Eiche, die ein junger Baum war, als König Alfred daselbst die erste Schule gründete. Diese Periode umfaßt also bald 1000 Jahre, kein allzu großes Alter für eine Eiche. Als man unter Karl II. die jetzigen Promenaden anlegte, erlitt dieser berühmte Baum großen Schaden. Seine Wurzeln wurden teilweise zerstört; er kränkelte und wurde nach und nach zum bloßen Stamm. Unter seinem herrlichen Schattendache hätten 3000 Mann Schutz gegen die Sonnenstrahlen finden können. Im Jahre 1778 stürzte er in sich zusammen. Die Hauptwurzel war total verfault und nur noch vier Seitenwurzeln gesund. Bei Worksop stand eine Eiche, die ebenfalls Erwähnung verdient. Sie überschattete einen Raum von 30 Meter Durchmesser und in dem Schatten lagerte einst eine Reiterabteilung mit 235 Pferden. Die Würde der Lage entsprach der Würde des Baumes. Er stand auf dem Punkte, wo sich drei Grafschaften vereinigten und bestimmte die Grenzen dieser Länder. Der Baum wurde in allen drei Ländern hoch geachtet und war unter dem Namen „Grafschaftseiche" weithin bekannt. Auf vielen alten Landkarten Englands ist er verzeichnet. In einer Lichtung des Hainhaultswaldes in Essex steht eine Eiche, welche schon viele hundert Jahre unter dem Namen Fairlogeiche bekannt ist. Nach sehr alten Ueberlieferungen soll sie aus der vorchristlichen Zeit stammen. Der Baum ist heute noch gesund und schön, wenn er auch durch das ungeheure Alter gelitten hat. Einen Meter über der Erde, wo der Stamm einen Umfang von 12 Metern hat, teilt er sich in 11 ungeheure Aeste, die in gerader Richtung in die Höhe steigen und erst hoch oben viele horizontale Seitenäste aussenden. Bei diesem Waldriesen wird jedes Jahr am 2. Juli ein vielbesuchter Jahrmarkt abgehalten und alle Marktbuden müssen in seinem Schatten stehen.

Heute gräbt man an vielen Orten Stämme großer Bäume aus, wo jetzt gar kein Wald mehr vorhanden ist oder wo nur noch Sträucher gedeihen. Man kann dies nur aus der Veränderung des Klimas erklären. Große Wurzelstöcke und Stämme wurden gefunden, als man den Kaledonischen Kanal bei Loch Dochfour ausgrub. Sie lagen in einer Tiefe von 8 Metern und waren mit einer Kiesschicht bedeckt, welche unter dem Boden des Sees lag. Die Bruchstücke waren so schwarz wie Ebenholz, vollkommen frisch und hart.

Die schönste schottische Ulme steht bei Roxburgh; sie hat einen Umfang von 12 Metern. In dem dortigen Kloster wehte nach der Reformation die protestantische Fahne und die Familie Roxburgh wohnte darin. In diesem Klostergarten war die berühmte Ulmenallee, in welcher die Vornehmen jener Zeit sich aufhielten und manche historische Tat wurde dort beschlossen und beraten. Heute scheut man keine Kosten, um solche Naturdenkmäler zu erhalten, und es ist ein schöner Zug unserer Zeit: Achtung vor der Natur. In weiten und sehr einflußreichen Kreisen ist ein großes Interesse für die Erhaltung alter, ehrwürdiger Bäume und seltener Pflanzen entstanden. Staat und Gemeinden haben eingesehen, daß es ihre Pflicht ist, die nötigen Mittel zur Durchführung der Idee zur Verfügung zu stellen, und so dürfen wir annehmen, daß in dieser Beziehung eine neue Epoche beginnen wird. Die Liebe zur Natur und das Verständnis derselben werden dadurch eine mächtige Steigerung erfahren und was viele Schriftsteller schon vor 100 Jahren verlangt haben: „Rückkehr zur Natur", wird jetzt nach und nach in Erfüllung gehen, zum Segen für die Gesundheit und das Wohlergehen des Volkes.

Unsere Bilder zeigen einige alte Bäume, deren enorme Größe namentlich dort gut erkannt werden kann, wo Menschen oder Baulichkeiten in unmittelbarer Nähe stehen und einen guten Maßstab geben. —

Verblute oder lebe!

Das ist die Welt mit ihrem Schmerz,
sie zieht dich an ihr mächtig Herz —
Verblute oder lebe.

Ob du auf hohen Bergen stehst,
ob du durch kalte Täler gehst —
Verblute oder lebe.

Du hörst der Erde Schmerzensschrei,
ob auch dein Ohr verschlossen sei —
Verblute oder lebe.

Es rollt des Weltgeists Allgewalt,
der deine Pulse zäh umkrallt —
Verblute oder lebe.

Der Hammer dröhnt, das Eisen tönt,
ein Schall, der alle Angst verhöhnt —
Verblute oder lebe.

Im Lichtmeer gähnt die Riesenstadt
die einen, einen Sang nur hat —
Verblute oder lebe.

Vor Morgenrot noch eh' es tagt,
beginnt das Treiben jener Jagd —
Verblute oder lebe.

Und gibt es keine andere Last
für dich, als daß du Hunger hast —
Verblute oder lebe.

Du mußt der Welt dein Herzblut leih'n
und sollt's der letzte Tropfen sein —
Verblute oder lebe.

Denn jene Welt mit ihrem Schmerz,
zieht dich zuerst, zuerst ans Herz —
Verblute oder lebe.

Julius Zerfaß.

Das Land der Zukunft.

Erlebnisse von Leo Kollisch.

(Fortsetzung.)

In dem ziemlich großen Raume war kein anderes Mobiliar als einige lange Tische und die dazu gehörigen Bänke; alles grob aus weichem Holz gearbeitet. Das war der Comedor (Speisesaal). Links ging eine Tür in die Küche und an den zwei anderen Seiten führten Türen in kleine Kammern, die für die Arbeiter bestimmt waren.

Auf dem Tische standen verschiedene Teller mit kaltem Fleisch und Brot, und der Landsmann aus Holstein brachte mir einen Topf heißen Whisky, so daß ich bald wieder zu mir kam.

Der Holsteiner schien überhaupt ein sehr anständiger Kerl zu sein. Er fragte recht teilnehmend und gab mir gleich an diesem ersten Tage so viele Winke über Patagonien, daß ich an seiner Treuherzigkeit nicht zweifeln konnte, und so hat er sich auch später bewährt.

Er lebte nun schon zwei Jahre auf dieser Farm, „Waben-Station" hieß sie, und hatte sich bereits etliches Geld gemacht. Im nächsten Sommer wollte er nach Deutschland fahren.

Nach kaum einer halben Stunde Unterhaltung aber fielen mir die Glieder vom Leibe und die Augen zu; der Ritt war doch etwas zuviel gewesen. Mein Meister wies mir eine völlig leerstehende Kammer an, in der sich vier Bettverschläge, sämtliche mit Schaffellen versehen, befanden.

„Hier können Sie sich's bequem machen."

Ich ließ mir das nicht zweimal sagen, trug alle Schaffelle auf einer Bettstelle zusammen, legte eine Decke darüber, deckte mich mit den anderen Decken sowie mit meinen Kleidern zu und schlief rasch ein.

Ein langgezogener dumpfer Hornruf weckte mich am nächsten Morgen: das Weck- und Frühstücksignal des Kochs. Ich fuhr aus meinen Häuten und eilte vors Haus, um mich nach einer Waschgelegenheit umzusehen; zwanzig Schritt vom Hause war eine Quelle, deren Wasser ein derber Holztrog auffing; das übrige Wasser floß in einem offenen Graben bergab, in das Schafbad, welches an der Sohle des Tales erbaut war. Ich wusch Gesicht und Hände in dem klaren Wasser, nachdem ich ein Loch in die Eisdecke geschlagen hatte und eilte zähneklappernd rasch wieder ins Haus zurück.

Dort waren im Speiseraum etwa acht Männer; mein Meister, der Holsteiner und noch einige andere Arbeiter, die mich alle freundlich begrüßten.

Das Frühstück bestand aus kaltem Braten, „Shops" (auf glühender Platte gebratene Fleischstücke), Brot und schwarzem Kaffee. Wer Milchkaffee haben wollte, mußte sich eine „Lata" (Blechbüchse) Kondensmilch kaufen, die nebst anderen patagonischen Herrlichkeiten, wie „Jam" (Fruchtmus), Büchsenbutter, Whisky, Rum, Genever in der „Dispensa" des Farmers zu haben war. In der patagonischen Farm werden auch Waren verkauft oder getauscht. Freilich bekommt man nur das Notwendigste an Genußmitteln und Kleidungsstücken; wer etwas darüber hinaus will, muß schon einen oder einige Tage daran wagen und nach dem nächsten Hafen reiten. Wenn eine Farm dreißig oder fünfzig Meilen von einem Geschäftsort entfernt liegt, so macht der Farmer meistens ein sehr gutes Geschäft mit seinem „Laden". Einmal verdient er an seinen Arbeitern und dann kommen auch noch Indianer und Jäger und vervollständigen bei ihm ihre Vorräte; und wenn der Käufer gar noch statt mit Geld mit Fellen bezahlt, so macht der Farmer gar doppelten „Schmu".

Aber an diesem ersten Morgen hatte ich keine Zeit, etwas zu kaufen (auch wohl kein Geld). Meister Schmidt trieb mich an: „Essen Sie. Essen Sie, die Wintertage sind kurz!" Und um mich anzutreiben, schob er voraus.

„Sehen Sie," meinte der Holsteiner, „so ist er. Sie werden ihn schon noch kennen lernen!"

„Er mich dann auch," antwortete ich kurz. „Was machen denn Sie für Arbeit?"

„Gar keine. Im Winter arbeite ich bloß gelegentlich, wenn es der Farmer braucht; ich zahle mein Kostgeld, gehe auf die Jagd oder fange Füchse; wenn dann der Sommer kommt, gibt's wieder mehr Arbeit, als einem lieb ist."

Ich hatte inzwischen eingesackt, was in mich hineinging und machte mich nun auf den Weg, hübsch bedächtig, denn wenn ich ein honoriger Zimmermann sein wollte, durfte ich mich nicht beeilen.

Der „Galpon" (Schuppen), den wir bauten, lag fünfhundert Meter von der Farm entfernt auf einer Anhöhe. Das Gerüst war schon fertig, aber Dach und Seitenwände fehlten noch. Das Gebäude war ziemlich groß; für 4000 Schafe berechnet, das heißt: die hatten auf einmal Platz darin. Seiten und Dach zu „bauen", das Gerüst mit Wellblech zu verkleiden, war meine erste Arbeit. Ein Vergnügen konnte man eigentlich das Umherkriechen auf dem vereisten Dachstuhl nicht gerade nennen, aber wenigstens wurde mir bald warm dabei. Ich nahm mir immer zwei Wellblechtafeln („Chapas" heißt der Argentinier dieses Baumaterial) auf den Rücken, stieg die Leiter hinan und kroch dann auf den Sparren bis zum Meister; dann fügten wir die Tafeln ein, nagelten sie fest und ein Stück Dach war wieder fertig; so wuchs das Dach zusehends, der Meister drängte aber auch ziemlich: „Wenn wir den Schuppen erst luftdicht haben, können wir drin leichter arbeiten."

Als das Dach fertig war, ging's an die Seitenwände; in acht Tagen hatten wir den Schuppen von allen Seiten zu. Dann kam neues Baumaterial, meistens Latten, denn der Boden eines Schafschuppens hat keine Dielen, sondern Lattengitter als Fußboden, damit die Feuchtigkeit, die die vielen tausend Schafe machen, gleich abläuft.

Da gab's einige Tage zu schlichten und aufzustoßen und mittlerweile machte Schmidt die Fensterrahmen fertig; er hatte es sehr ängstlich, den Schuppen wetterfest zu machen. Warum — das sah ich erst später.

Von Zeit zu Zeit kam der Farmer, Mister Fraser, und schaute, was wir machten; der Mensch hatte ein abstoßendes, hochmütiges Gesicht und mißfiel mir schon von der ersten Minute; um so mehr, als er eine unerträgliche Art hatte, Leute hänseln zu wollen.

Mit mir redete er freilich nicht, aber desto mehr mit Schmidt; und ich fühlte es, daß oft genug von mir die Rede war. Ich fragte einmal den Zimmermann darüber.

„Oh," sagte der, „Fraser macht sich darüber lustig, daß ich mir den Luxus eines ungelernten Tischlergehilfen gönne."

„Wie tölpelhaft! Was geht denn das den an; Sie bauen doch den Schuppen im Kontrakt und können arbeiten, mit wem Sie wollen."

„Etwas geht es ihm doch an; hier in Patagonien ist jeder Farmer unbedingter Herr auf seiner Farm; er kann mir freilich nicht verbieten, mit Ihnen zu arbeiten, aber er kann Ihnen verbieten, sich in dem Leutehaus aufzuhalten und im Speisesaal zu essen."

„So," meinte ich, „das wäre ja noch schöner, Sie haben mir die Kost beizustellen und müssen sie jedenfalls dem Manne ja bezahlen; also wie käme dann der dazu, so auftreten zu wollen?"

„Na ja, es ist ja auch keine Rede davon," begütigte er.

Die Fensterrahmen waren fertig und eines Morgens stand ein Karren vor dem Galpon, beladen mit einer Anzahl Tafelglaskisten; jetzt kam doch endlich einmal eine Arbeit, die ich mindestens ebenso gut verstand wie der Meister.

„Also," sprach der Gute zu mir, „jetzt müssen wir die Fenster verglasen."

„Na, ich werde es halt versuchen," antwortete ich.

Und ich versuchte es; und da ich daheim, im väterlichen Geschäfte, viele Jahre Fenster verglast hatte, so brachte ich mehr fertig als Schmidt. Das ärgerte ihn; und dabei zerbrach er eine Scheibe nach der andern; schließlich überließ er mir diese Arbeit ganz und gar und ist dabei besser gefahren als — ich.

Vierzehn Tage machte ich ihm die Glaserarbeit. Merkwürdigerweise wurde er gerade in dieser Zeit, in der ich ihm doch am meisten einbrachte, eklig.

Es ärgerte ihn, daß jemand, noch dazu ein Hilfsarbeiter, eine Hantierung, die in sein Handwerk schlug, besser kannte als er selbst; das konnte er mir nicht vergessen.

Schmidt war überhaupt, wie ich nun bemerkte, ein sehr nachtragender Mensch. Auf den Tischlergehilfen, den er vor mir gehabt und der ihn verprügelt hatte, schimpfte er jeden Tag. Von anderer Seite wieder hörte ich, daß jener ein ganz gemütlicher Mensch gewesen sei; Schmidt habe sich mit ihm nur nicht vertragen können.

Eines Tages schimpfte er wieder einmal; ich machte ihm nichts recht, zu kalt war ihm, und der Koch hatte ihm wieder einmal nicht das Richtige gekocht. Auch die übrigen Arbeiter der Farm schienen sich nicht mehr seiner Gunst zu erfreuen; auf mich entlud er seinen ganzen Zorn. Plötzlich rief er aus: „Na ja, der Louis (der entlassene Tischlergehilfe) war ja auch Sozialdemokrat! — Ich hab's aber dem Kommissär von San Julian gesteckt! — Solche Brüder dürfen wir gar nicht aufkommen lassen hier in Patagonien!"

Ich schaute den Menschen groß an; war der von so einer Sorte? Na, den wollte ich schon kriegen!

„Was schauen Sie denn, sind Sie vielleicht auch einer?"

„Ein anständiger Arbeiter kann nichts anderes sein!" erklärte ich ihm seelenruhig. Von dieser Minute an hatte ich verspielt bei ihm ...

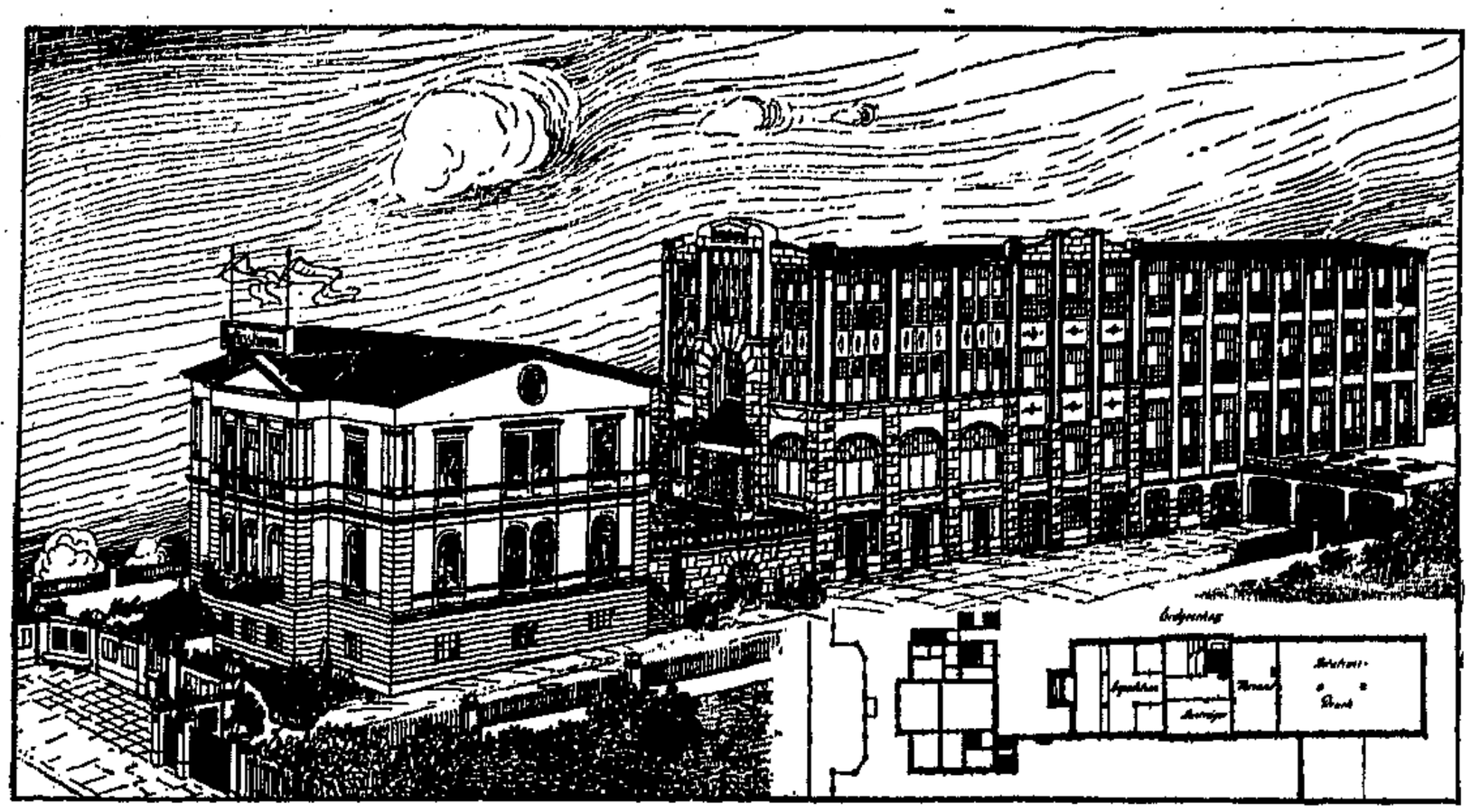
Vorläufig ging es noch mit dem Mann; er brauchte mich zu notwendig, denn dadurch, daß ich die Glaserarbeit selbständig machte, hatte er die Hände frei zu anderen Dingen, und das ist bei Kontraktarbeit nicht hoch genug anzuschlagen. Kündigen wollte er mir noch nicht, aber die Vorarbeiten dazu betrieb er eifrig. Er maulte nun den ganzen Tag; nichts war ihm recht, jede Arbeit war ihm zu wenig, unaufhörlich versuchte er anzutreiben; dabei versicherte er mir jeden Tag, wie zufrieden ich sein müsse, mitten im patagonischen Winter eine Arbeit, und noch dazu so eine schöne, gefunden zu haben. Freilich erreichte er weiter nichts, als daß ich ihn auslachte.

Als die Glaserarbeit fertig war, ließ er mich merkwürdiger Weise nicht viel machen; das paßte eigentlich schlecht zu seinem eigennützigen Charakter, erklärte sich aber schon am nächsten Tage. Als ich nämlich so ziemlich alle Leisten, Bohlen, Balken und Bretter, um mir die Zeit zu vertreiben, fein säuberlich sortiert und gezählt hatte, fragte ich ihn um andere Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Unser Chemnitzer Parteiblatt, die „Volksstimme", sozialdemokratisches Organ für den 10., 15., 16., 17. und 19. sächsischen Reichstagswahlkreis, hat sich in den hier abgebildeten, in bester Geschäftslage beim Hauptbahnhof gelegenen Baulichkeiten ein prächtiges eigenes Heim geschaffen. Der gewaltige Zuwachs an Abonnenten, der in den letzten Jahren einsetzte, sowie der geschäftliche Aufschwung der Druckerei hatten die fundamentale Umänderung und Erweiterung des Betriebs, die nur im eigenen Hause erfolgen konnte, notwendig gemacht. Als die „Volksstimme" vor zwölf Jahren aus der Verschmelzung des Chemnitzer „Beobachters" und der Burgstädter „Volksstimme" hervorging, zählte sie 12 000, heute zählt sie über 50 000 Abonnenten. Das Grundstück des neuen Gebäudes wurde für 130 000 Mk. erworben, die Bausumme beträgt über 210 000 Mk., für neue Maschinen und innere Einrichtung wurden 120 000 Mk. ausgegeben. Der Maschinenpark des Blattes weist jetzt drei große Rotationsmaschinen, vier Schnellpressen, vier Setzmaschinen auf. So steht unser Chemnitzer Organ trefflich gerüstet für die Reichstagswahlen da.



Das neue Heim der Chemnitzer „Volksstimme".

Dampfschornsteine aus Beton. Die Verwendung des Betons — einer Mischung von Zementmörtel mit gröberen Materialien, Kies, zerkleinerter Schlacke, Steinabfällen und ähnlichem, — ist im Häuserbau schon seit mehreren Jahren gebräuchlich, aber noch niemals so mannigfaltig gewesen, wie in der gegenwärtigen Zeit. Die vielfache Benutzung geschieht aus dem Grunde, weil die Masse, naß in beliebige Formen gebracht, allmählich darin zu einer steinartigen, festen Beschaffenheit erhärtet, die der einer Ziegelmauerung nicht nachsteht, soweit es sich um die Beanspruchung auf Druck handelt. Jedoch ist die Widerstandsfähigkeit der reinen Betonmasse gegen Zugkräfte geringer. Deshalb stellte man anfangs mit Vorliebe solche Bauteile aus Beton her, die hauptsächlich größere Lasten tragen sollten, Gewölbe, Decken usw. Neuerdings verstand man es aber doch, jedem Betonbaustück auch Zugfestigkeit zu verleihen, indem man zuvor Eisenstab- und Eisenfachwerk einflocht: Eisenbeton. Damit baut man Mauern, Pfeiler, also schließlich ganze Gebäude. Bei der Aufführung bilden die nachherigen Bauteile zuerst das leere Innere der Formen, die als Gerüste aus Pfosten und Brettern errichtet, mit der Eisenarmierung durchzogen, mit der eingestampften nassen Betonmasse gefüllt und nach deren sicherem, späterem Abbinden wieder abgebrochen werden.

In Nordamerika fertigt man neuerdings aus Eisenbeton schon riesige Dampfschornsteine. Diese erhalten dieselbe Fundamentierung, wie sonst die schweren Pfeiler großer in Beton aufgeführter Bauwerke. Die Fundamentierung birgt gleichzeitig eine sichere Verankerung aus eisernen Trägern, an die sich nach oben die Armierung aus Vierkantstäben schließt. Die Formgerüste sind doppelt, und zwar ist die innere Verschalung rund, die äußere rund oder polygonisch, je nach der beabsichtigten Gestalt des Kamins. In den ringförmigen Zwischenraum, wo die Armierungsstäbe emporragen, stampft man die Betonmischung ein und verspannt die Längsstäbe mehrfach, hauptsächlich mittels horizontaler Binderinge. Der Aufbau vollzieht sich so, daß die Formgerüste Glied um Glied höhergesetzt werden. Um die Betonmasse gut abbinden zu lassen, wozu ein gewisser Feuchtigkeitsgrad gehört, sind Einrichtungen vorhanden, die innen und außen mit Wasser berieseln. Mit entsprechender Gestaltung der äußeren Gerüste formt man sowohl den Sockel als auch den Kopf. Soviel man heutzutage vom Eisenbeton gewöhnt ist, dürfte doch die Bauweise eines solchen Kamins, der nach völliger Erhärtung und Abrüstung als riesenhaftes Betonrohr dasteht, einzig sein. —ie.

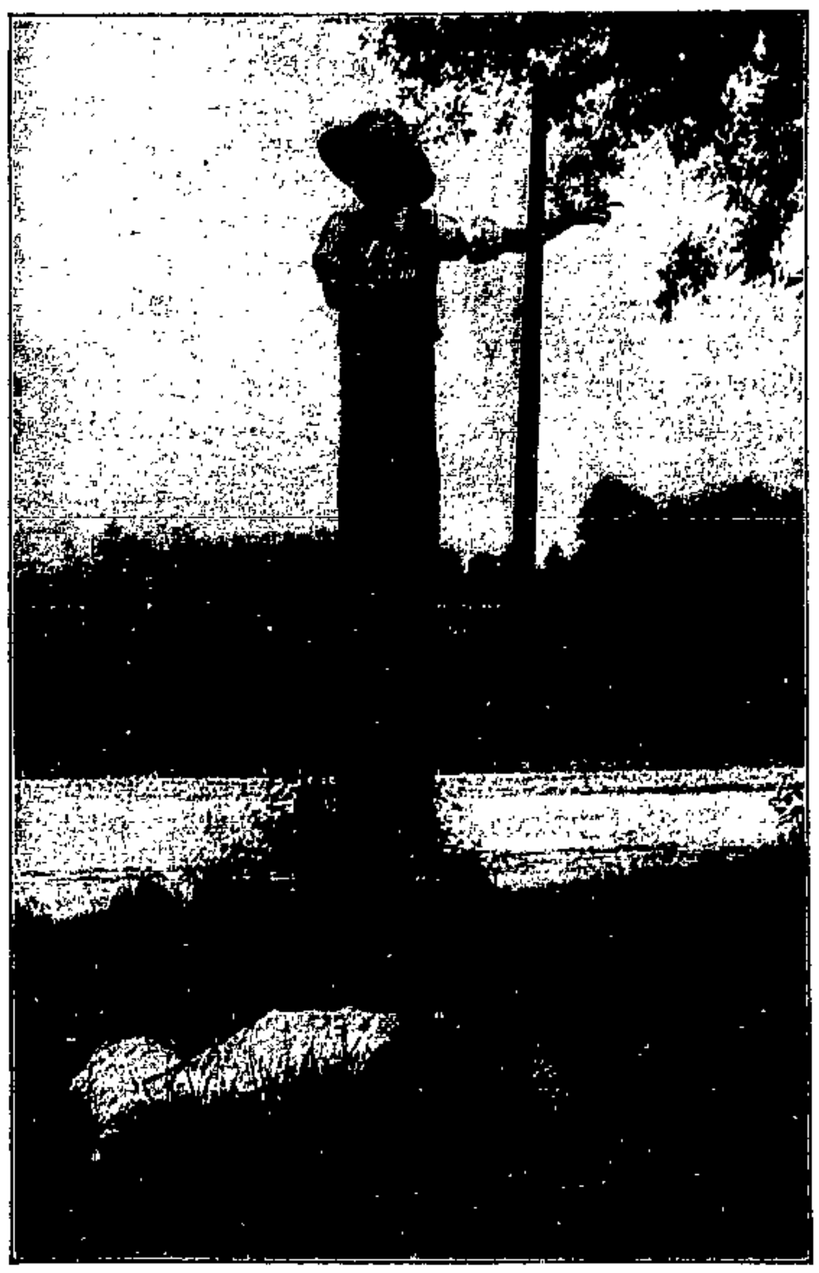
Vorbereitungen zur Blumentreiberei. Wer bei der Blumenzwiebeltreiberei im Winter gute Erfolge haben will, der darf die Vorarbeiten nicht zu spät beginnen. Im September oder Oktober besorge man aus einer zuverlässigen Samen- oder Blumenhandlung die Zwiebeln, Hyazinthen, Tulpen, Narzissen, Krokus, Schneeglöckchen und dergl. Man verlange ausdrücklich Zwiebeln für die Treiberei im Zimmer, die zwar etwas teurer sind, als die für die Gartenbepflanzung bestimmten, dafür aber auch besseren Erfolg gewährleisten. Beim Einpflanzen ist darauf zu achten, daß bei Hyazinthen, Tulpen und Narzissen die Spitze der Zwiebel ein wenig niedriger steht als der Topfrand. Gewöhnliche Gartenerde genügt. Direkt unter den Zwiebelboden wird ein wenig reiner Flußsand gelegt, wodurch das Faulen der Zwiebeln verhindert wird. Kleinere Zwiebeln, wie Krokus, Scilla, Schneeglöckchen und ähnliche müssen ganz mit Erde bedeckt sein. Hyazinthen kommen einzeln in Töpfe von 10 bis 12 Zentimeter oberer Weite; Tulpen und Narzissen zu dreien, noch kleinere Zwiebeln zu fünfen. Stehen größere Gefäße, Tonschalen oder gar Fensterkästen zur Verfügung, so wählt man die Zwiebelzahl entsprechend. Ein Beispiel: ein Fensterkasten von einem Meter Länge und fünfzehn Zentimeter Breite war besetzt mit 80 Krokus in einer Reihe, gleich dahinter eine Reihe von 80 Scilla, dann 25 frühe Narzissen in zwei Reihen und dazwischen 25 späte Tulpen. Das ist reichlich besetzt, hat aber den Vorteil einer viele Wochen andauernden Blütenfolge.

Wenn es möglich ist, werden die Töpfe usw. in dem Garten eingegraben, nachdem sie vorher angegossen wurden. Sonst kommen sie in einem kühlen Keller in eine Kiste und werden 15 Zentimeter hoch mit Erde bedeckt. Im Garten kommt vor Eintreten des Frostes eine Laubschicht über die Stelle, an der die Zwiebeln eingegraben wurden. So sollen die Zwiebeln mindestens acht Wochen stehen, damit sie sich gut bewurzeln.

Auf Wassergläser zu treibende Hyazinthen werden im Oktober und November aufgesetzt. Diese Zwiebeln müssen besonders stark und fest sein. Die Gläser werden so mit Wasser (Teich- oder Regenwasser ist besser als Leitungswasser) gefüllt, daß der Zwiebelboden das Wasser nicht berührt. Die Gläser müssen dunkel und möglichst kühl stehen. Verdunstetes oder von den Wurzeln verbrauchtes Wasser muß von Zeit zu Zeit ersetzt werden.

In wasserhaltenden Schalen oder Schüsseln lassen sich Zwiebeln, namentlich Narzissen, zwischen Kieselsteinen zum Blühen bringen. Die Schüssel wird mit Kieselsteinen bis an den Rand gefüllt. Die Zwiebeln werden dazwischen gesteckt, daß die Spitze mit dem Schalenrand in einer Höhe steht. Dann wird Wasser in die Schale gegeben, das aber die Zwiebeln nicht ganz erreichen darf. Auch solche Zwiebeln wollen vorerst kalt und dunkel stehen, wenn sie sich ordentlich entwickeln sollen. h. h.

Origineller Wegweiser im Riesengebirge.
Der schlesische Bauer, der seine Sense schleift, gibt im Dialekt die Wegweisung an: „Nach Giersdorf eine Stunde".



Origineller Wegweiser im Riesengebirge.
Auf der Schiefertafel des ländlichen Schulknaben steht die Richtung verzeichnet: Nach der Füllner-Kolonie.

Nachdruck des Inhalts verboten! Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.